

Der Freie Schwarzwälder

Wildbader Anzeiger und Tageblatt

mit Erzähler vom Schwarzwald.



Ersteiz:
an allen Werktagen.
Abonnement
in der Stadt vierteljährlich M. 1.35
monatlich 45 Pf.
Bei allen württ. Postanstalten
und Boten im Orts- u. Nachbar-
ortsverkehr verteil. M. 1.35,
außerhalb desselben M. 1.35,
hierzu Bestellgeld 30 Pf.
Telefon Nr. 41.

Amtsblatt für die Stadt Wildbad.
Verfündigungsblatt
der Kgl. Forstämter Wildbad, Meistern,
Enzklösterle u.
während der Saison mit
amtl. Fremdenliste.

Inserate nur 8 Pfg.
Ausdrücke 10 Pfg., die Klein-
spaltige Garmondzelle.
Korrekturen 15 Pfg. die
Peltzelle.
Bei Wiederholungen entspr.
Rabatt.
Fremdenliste
nach Uebereinkunft.
Telegramm-Adresse:
Schwarzwälder Wildbad.

Nr. 290.

Samstag, den 11. Dezember 1909.

26. Jahrg.

Aus dem Reichstag.

Das Debut des Reichskanzlers.

Berlin, 8. Dez.

(fb.) Das erste Auftreten des Reichskanzlers im Reichstag ist, das kann man getrost voraussagen, die erste große und bedenkliche Enttäuschung gewesen, die Herr v. Bethmann Hollweg, und zwar nicht etwa nur dem Liberalismus, sondern dem ganzen Lande und dem Volke bereitet hat. Herr v. Bethmanns Situation war ja keine beneidenswerte, sie war vielleicht sogar ungewöhnlich schwierig. Trotzdem hatte man von dem neuen Kanzler doch wenigstens etwas Ähnliches wie ein Programm erwartet; statt dessen bekam man Phrasen, nichts als Phrasen zu hören. Ein mattes Ge- rede, aus dem man höchstens noch die Bitte um Unter- stützung und um Schonung heraushören konnte. Der Kanzler beschränkte sich heute ausschließlich auf die in- nere Politik. Wenn man seine Rede hörte, mochte sie noch lieblich scheinen, wenn man sie liest, wird man vor- ausichtlich den Eindruck vertieft empfinden, daß es nichts war als ein leeres Herumreden um die Situa- tion. Eine fortwährend tiefe Verneigung vor den Par- teien der neuen Mehrheit und ein ebenso fortdauernder, zum Teil sogar bräusler Angriff gegen den „Radikalis- mus.“ Worunter Herr v. Bethmann offenbar die ganze Linke einschließlich der Nationalliberalen verstanden wissen will. Den Erfolg seiner diplomatischen Nachhilfskuren zeigte der Kanzler dadurch, daß er die Figuren des Spiels durcheinander zu schieben suchte. Man konnte deutlich den Dank an die Parteien heraus hören, „die die Finanz- reform zustande gebracht.“ In Wahrheit aber war es doch die Linke, und zwar in ihrer Gesamtheit, bis zu- letzt in den Kämpfen um die Finanzreform bereit ge- wesen war, in der von der Regierung vorgeschlagenen Form das Problem zu lösen, während die Rechte, die heutige Mehrheit, in der Opposition gegen die verbündeten Regierungen verharrte und schließlich tatsächlich die Erb- schaftsteuer und damit den Vorgänger des Herrn v. Beth- mann zu Fall brachte.

Der neue Kanzler ist ein gewandter, aber durchaus kein eleganter Redner. Schon der dunkelgraue Gehrock mit den breiten Seitenklappen ist gerade in diesem Milieu zu auffällig, um ganz korrekt zu sein. Gewisse Verren-

ungen des allzu langen Körpers aber und die lebhaften Bewegungen der Hände, die der Concoureiß alsbald als ein Erbteil der Frankfurter Wägen bezeichnete, lassen bei einem Vergleich mit dem Fürsten Bülow Herrn v. Beth- mann den Kürzeren ziehen. Auch eine gewisse Nervosi- tät auf dem neuen Posten und in der neuen Rolle wa- ren unverkennbar.

Dabei konnte sich der Redner keinen glänzenderen Rahmen für sein erstes Auftreten wünschen. Herr von Bethmann erschien umgeben von seinen sämtlichen Staats- sekretären; der Reihe nach nahmen neben ihm Plag: Del- brück, Bermuth, Visco, Freiherr v. Schön, Der- burg, v. Tirpitz, Kräfte, der Kriegsminister von Heeringen und zahlreiche Mitglieder des Bundesrats; alte und junge Geheimräte sowie endlich die Offiziere des Reichsmarineamtes und des Kriegsministeriums füllten das Podium. Die Tribünen waren sehr stark besetzt, wenn auch lange nicht in dem Maße überfüllt wie etwa während den Novemberdebatten des vorigen Jahres. In der Hof- loge wohnte der Chef des Militärkabinetts, Graf Wolffe, mit zwei anderen Generalen in großer Uniform der Sitzung bei.

In den Couloirs herrschte unmittelbar nach der Kanzlerrede das übliche lebhafte Treiben. Ein Bismarck- bild von Lenbach, das dort aufgestellt worden war und das die Ausschmückungskommission des Reichstags für den Bundesratsaal ankaufen soll, fand heute gar keine Beachtung. Auf den Gesichtern der Konservativen prägte sich deutlich die Verneinung aus über dieses erste Debut des Kanzlers, während man sich auf der Linken in der Beurteilung und Beurteilung der Rede durchaus einig war. Währendem hielt drinnen im Saal der Schatz- sekretär Bermuth ein großes, zweistündiges Finanz- expoé, in dessen Mittelpunkt die Versicherung stand, daß die neuen Steuern noch eine schonungsbedürftige Pflanze seien, deren Wachstum man noch eine ganze Weile ab- warten müsse. Umjomehr erschiene Vorsicht in Bezug auf den neuen Etat geboten.

Die Kritik des Reichstags, die dann einsetzte, brachte heute noch wenig aufregendes, Herr v. Hertling, der Sprecher des Zentrums, der als Führer der regierenden Partei als Erster zu Worte kam, begann mit einer Ver- teidigung der neuen Steuern und mit einer scharfen Ab- wehr der angeblichen Volksverheerung, die die Minderheit treibe und gegen die er ziemlich deutlich eine „Konsoli-

dation nach rechts“ androhte. Seiner Weisheit Schluß war, daß jedenfalls dem Volke nicht weitere neue Steuern auferlegt werden dürften, ein Versprechen, das der Abg. Singer in einem Zwischenruf alsbald als ein Bahlma- növer festnagelte. Der Zentrumsredner wandte sich dann zu seinem eigentlichen Stedenpferd der auswär- tigen Politik, sprach einige schöne Worte über Maroffo und die Bewegung von Racconigi und verdiente sich einen Extra-Applaus seiner neuen konservativen Freunde durch den Hinweis auf England, wo man sich nun möglicher- weise auch dem Schutzoll zuwenden werde. Dann kamen katholische Spezialwünsche an die Reihe, der Zwischen- fall von Kattowitz, im Zusammenhange damit ein leises Mißtrauensvotum gegen Herrn v. Bethmann und zum Schluß die von der gesamten Linken mit jubelnder Heiter- keit angenommene Versicherung, das Zentrum sei keine konfessionelle Partei.

In noch höherem Maße klangen aus der Rede des konservativen Sprechers, des Abgeordneten Freiherrn v. Richthofen, Friedensschalmeien. Der Redner wird bange, und sie spricht den Wunsch aus, daß der Kampf aufhören möchte.

Der einzige Redner aus dem Hause, der direkt auf die programmatische Erklärung des Reichskanzlers ein- ging und antwortete, war der nationalliberale Führer Wasser mann. Er wehrte sich energisch gegen die An- griffe auf die Linke, die sich auch der Kanzler zu eigen gemacht hätte, und rühte schließlich noch etwas deutlicher als es bisher geschehen von der neuen Mehrheit ab. Was nach Wasser mann nicht bedeuten soll, daß sich nun die Nationalliberalen etwa in den Schmollwinkel stellen und fürderhin nicht mehr „positiv mitarbeiten“ wollen. Auch auf die auswärtige Politik ging der Redner ein, da aber auch ihm die Basis ministerieller Erklärungen fehlte, konnte er kaum irgend etwas neues vorbringen. Beach- tung verdiente höchstens die deutliche Feststellung, daß das Festhalten am Dreibund auch für Italien von großer Bedeutung sein müsse. Schließlich kam der Redner noch einmal auf die innere Politik zurück, besprach die Großblockpolitik in Baden und erwähnte auch die preussische Wahlrechtsfrage. Es war nicht un- interessant zu hören, daß nach Wassermanns Ausführungen sich die nationalliberale Partei jetzt auf die recht beschei- dene Forderung der geheimen Wahl in Preußen zurückziehen und sich mit dieser Forderung begnügen

Auffklärung ist eine langsame Pflanze, die zu ihrer Reifung einen glücklichen Himmel, viele Pflege und eine lange Reihe von Frühlingen braucht.

Schiller.

Willst du Richter sein?

Roman von Maximilian Bittcher.

(Fortsetzung.)

„Was denn?“ stieß der Knecht, aber Gottfrieds grubelndes Schweigen bestärkt, mit halbem Lachen hervor; doch über sein Gesicht zog die Blässe wie ein Schatten.

„Nun, du zeigst so viele Sachkenntnis und auch wieder so viel Haß gegen alles, was an das Judenhäus erinnert, daß ich beinah glauben möchte, du hast dir's selbst mal näher angeschaut — das Verbrecherseminar!“

„Ja, was denn dann?“

„Wenn... wenn der Bauer mich beleidigt, dann — dann...“

„Dann...“ Alwin bemühte sich vergeblich, mit seinen unsterblichen Augen dem durchdringenden Blick Gottfrieds standzuhalten. „Dann... jawohl!... dann will ich auf der Stelle meine Papiere haben!“

„Immer fachte, mein Sohn! Im Mai bist du zu- gezogen — übrigens ein merkwürdiger Termin für 'nen Ackerknecht! — und auf ein Jahr hast du dich meiner Mutter vermietet. Also dein Jahr dienst du ab — so wahr ich hier vor dir stehe — oder du mußt eben versuchen, dir ohne Papiere 'nen neuen Dienst zu schaf- fen. Und das ist nicht leicht, du! Nun mach' daß du zu deiner Arbeit kommst. Und die Trude werd' ich vor dir zu schützen wissen. Darauf kannst du Gift nehmen. Vor- wärts — Abfahrt!“

Nachdem der Bursche mit gebucktem Raten aus der Scheune geschlichen war, hub Trude Hoffmann noch ein- mal mit zitternder Stimme an:

„Sie hätten ihn lieber gehen lassen sollen, Herr...“ „Quassel nicht!“ versetzte Gottfried barsch tonend und wandte sich unwillig ab — unwillig über sich selbst

weil er unter dem ängstlich und stehend auf ihn gerichteten Blick schon wieder hatte denken müssen: Wo hat das Rädel nur die schönen Augen her? Trude setzte die dreikrempige Helgoländer Schute auf, die sie vorher an einen Niesel des Scheunentores gehängt hatte, und nahm den langen Ernterechen, der daneben in der Ecke lehnte. Wie sie aber bis zur Gartenpforte gekommen war, rief Gottfried sie an:

„Geh nicht Hafer binden. Du sollst dem Kerl nicht den ganzen Tag vor der Nase herumhantieren. Nimm die Gacke und geh in die Rüben an der Platheschen Grenze!“

„Da sind schon zwei Frauen!“

„Ist egal! Und was du da sagst von wegschiden, den Alwin wegschiden... das geht nicht so leicht, jetzt in der Ernte, wo's schon an allen Ecken und Enden an Arbeitern fehlt! Wo kriegt man denn gleich einen andern her für den... den...? Wo kriegt gerade ich einen andern her, so rasch?“ Ein bitteres Lächeln grub ihm zwei tiefe Falten von den zuckenden Nasen- flügeln bis zu den Mundwinkeln hin.

„Rein Gott — die Menschen müssen doch mal ein- sehen, wie schweres Unrecht man Ihnen getan hat!“

Gottfried wollte erst in hellem Hohn aufstehen; aber der treuherzig-mitleidige Blick, mit dem Trude Hoff- mann ihn ansah, rührte ihn bis zum Grunde seiner Seele. Und obgleich er mit sich haderte: Was fällt dir ein, daß du nach dem Urteil deiner Magd über dich forscht? konnte er doch nicht anders, er mußte fragen:

„Ja, glaubst du denn, daß man mit unrecht ge- tan hat, daß, daß ich...?“

„Daß Sie unschuldig sind, ja, das glaub' ich ge- wiss!“ vollendete das Mädchen den Satz, mit dem der Mann nicht fertig werden konnte, in festem Ton.

„Hm!... Und woher... warum glaubst du das?“

Da wurde Trude Hoffmann rot bis unter die braun- en, hoch immer ein wenig zerzausten Haare.

„Ja, Sie sagen es doch! Und man braucht doch nur in Ihre Augen zu sehen, um zu wissen, daß Sie nicht lügen.“

Gottfried war es, als wenn sich in seiner Brust et- was löste. Irgend etwas Freundliches, ein Wort des Dankes oder dergleichen wollte er sagen, dachte aber doch wieder daran, daß er der Herr, und Trude die Magd wäre, ging schweigend auf das rote Wohnhaus zu und blieb doch mitten auf dem weiten Hofplatz, auf dessen Steinpflaster der pralle Sonnenschein lag, stehen.

Also außer der Mutter und dem Onkel Jörg gab es noch einen Menschen in Rodenau, der an seine Un- schuld glaubte, der ihm die Ueberzeugung von seiner Un- schuld aus seinen Augen las? Selbst! Was weder seine Schwester noch Erna Plathe vermochte, das ver- mochte diese Fremde! Oder wollte sie ihm nur was Angenehmes sagen, ihm „Donig ums Raul schmieren“? — Nein, das wollte sie gewiß nicht! Das bewiesen ihm wieder ihre Augen, deren reinen Glanz kein Hauch von List oder Falschheit trübte.

Fest und jähe, wie im Trotz, kammerte sich Gott- fried mit allen seinen Gedanken an Erna Plathe. Erna Plathe glaubte ihm nicht, trotz seines Wortes, trotz sei- nes Schwures glaubte sie ihm nicht; Erna Plathe wollte, daß er seine Unschuld mit Aufbietung aller Mittel, mit Daransetzung all seiner Kraft vor der Welt zu erweisen suche. Vor der Welt und — vor ihr! Erna glaubte ihm nicht —!... Ach, Unsinn, das redete er sich ja nur ein, weil er sich vor dem Kampf um seine Rehabi- literung, vor diesem mäheligen, und doch von vorn- herein völlig aussichtslosen Kampf scheute! Erna hatte ihm ja doch ausdrücklich — wenn auch ein wenig gewun- den — versichert, daß sie an seine Unschuld glaube, daß sie seinen Namen nur der Menschen wegen wieder rein und blank sehen wolle. Der Menschen wegen, deren Achtung sie nicht entbehren konnte. Nun ja, als die Tochter des Herrn Gemeindevorsethers Plathe mit dem Namenszug Bismarcks und dem Schmelkel des alten Kaisers!!... Ob Trude Hoffmann wohl auch so gro- ßen Wert auf die Meinung der Menschen legte?

(Fortsetzung folgt.)



zu wollen scheint, nicht minder interessant die Erwartungen, die der Redner an die Entwicklung der Sozialdemokratie und an ihre künftige Mitarbeit am politischen Leben knüpfte. Nach der 1 1/2 stündigen Rede des national-liberalen Führers wurde schon zu früher Stunde, um 1/6 Uhr, die weitere Debatte auf morgen vertagt.

Die Rede des Reichskanzlers hat folgenden Wortlaut:

Der Etat, in dessen Beratung wir heute eintreten, ist mit Vorsicht aufgestellt. Die Einnahmen sind so veranschlagt, daß sich noch menschlicher Voraussicht das „M“ mit dem „Soll“ deckt. In keiner Beziehung ist das Maß der unbedingten Notwendigkeit überschritten worden. Der Anleihenbedarf ist nach Möglichkeit eingeschränkt worden. Dem Reiche eine solche Finanzanbahnung zu sichern, ist unsere erste Aufgabe, und bei der Lösung dieser Aufgabe werden auch die Parteien wieder zusammenarbeiten müssen, die bei den Steuern auseinandergeraten sind. Die Regierungen sind in diesem Kampf nicht untätig geblieben, sondern der unrichtigen Berechnung über die Besteuerung einzelner Artikel nachdrücklich entgegengetreten. An Mut, für die Vorschläge der Reichsparteien einzutreten, hat es den Regierungen nicht gefehlt, aber sie durften den Kampf nicht verschärfen. Sie sind auch heute überzeugt, daß nur ihre Zustimmung zu diesen Beschlüssen die Entwicklung der Reichsfinanzen auf den rechten Weg zu bringen vermöchte. (Beifall rechts und in der Mitte). Die Frage, auf welche Parteienstellung die Regierungen sich stützen werden, ist rasch gestellt. Niemals wird eine deutsche Regierung Parteiregierung sein. (Warm bei den Sozialdemokraten).

Nur der Radikalismus hat ein Interesse daran, Deutschland in zwei scharf getrennte Lager je nach der Stellung zu den neuen Steuern zu spalten. (Sehr richtig rechts und in der Mitte). Die Vorlagen, die des Reichstags harrten, sind nicht so interesslos, wie es vielfach dargestellt wird. Es gibt weite Kreise des deutschen Volkes, die nicht auf die Dauer von politischer Sensation leben wollen. Die werktätige Arbeit des Volkes verlangt eine Politik der Stetigkeit und Festigkeit nach innen und außen, keine Politik, die nichts anderes kennt als die Schlagworte „Radikalismus“ und „Reaktion“. (Beifall). Das verträgt auch ein Volk auf die Dauer nicht. Wer wie Deutschland seine Stellung in nächster Arbeit errungen hat, kann sie auch nur in solcher Arbeit behaupten. Und wie dabei alle zusammengewirkt haben, so soll es auch in Zukunft bleiben. Es gibt einen Zwang zum Schaffen, den die Volksgemeinschaft jedem auferlegt, und ich lege der Gemisheit, daß diese Wahrheit auch die gegenwärtigen Wirren überdauern wird. (Leb. Beifall).

Bassermann und Gen. brachten im Reichstag folgende Anträge ein, den Reichskanzler zu ersuchen, einen Gesetzentwurf einzubringen, wodurch der Zwang gegen die Presse im Straf- und Disziplinarrecht aufgehoben wird; ferner einen Gesetzentwurf über die Verwaltung der Einnahmen und Ausgaben des Reiches sowie einen Gesetzentwurf betreffend Einrichtung von Beauftragten des Rechnungshofes des Deutschen Reiches, ferner das Osterfest auf einen bestimmten Sonntag festzulegen, dann die verbündeten Regierungen um Vorlage eines Gesetzentwurfes zu ersuchen, die sozialen Bestimmungen des Handelsgesetzbuches auf die technischen Beamten auszuweiten. Einen ähnlichen Antrag brachte die wirtschaftl. Vereinigung ein, der jedoch weitergeht und u. a. die Abschaffung der Konkurrenzklause für diese Beamten verlangt. Endlich beantragten Bassermann u. Gen. einen Gesetzentwurf betr. Erhöhung resp. Abänderung der Gebühren für Rechtsanwälte.

Noch mehr Licht!

Man sagt, der sterbende Goethe habe mit dem letzten Wort, das von seinen Lippen gekommen ist und das bekanntlich „Noch mehr Licht“ gelaundet hat, nur dem Wunsch Ausdruck geben wollen, daß der Feuerschein etwas mehr geöffnet werde. Sei dem, wie ihm wolle: jedenfalls hat die Nachwelt recht, wenn sie das Wort bezeichnend für die Geistesart des Mannes findet, der allezeit dem Licht der

wahren Aufklärung entgegenstrebt. „Noch mehr Licht“, das möchte man den Flottenschwärmern und den Legationsräden wünschen, die gegenwärtig über Rüstung und Abrüstung, Krieg und Frieden reden und schreiben, ohne den nötigen Beruf dazu zu haben. Es fehlt den Herren einfach zum großen Teil an dem nüchternen Tagelicht der Alltagslogik. Solange sie das nicht in ihrem Oberstübchen anzünden, ist all ihr feuerwerkartiges Geklingel über die heutige Politik und Deutschlands gegenwärtige oder zukünftige Weltstellung — unfruchtbares Gequassel. Aus der Menge der in der Luft verpuffenden Leuchtkerzen, genannt Zeitartikel, welche politische Stimmung machen sollen, greifen wir nach Willkür zwei, die uns zufällig am nächsten liegen, heraus, um an ihnen ein Exempel zu statuieren. Da ist zuerst das höchstaktuelle Thema „Barum baut Deutschland Kriegsschiffe?“ — ein Vortragsgegenstand, mit dem der Kapitän zur See Perissus als Geschäftsfreisender durch die deutschen Gauen pilgert und dann die in Wahrheit wichtige Erörterung über den „Friedensgedanken und die Neutralisierung der europäischen Grenzen“, worüber sich der Kaiserliche Gesandte von Kaschbau in Richard Kleiskers Deutscher Revue vernehmen läßt. Zuerst zu Herrn von Perissus. Dieser Herr beginnt seine Vorträge mit der Behauptung: „eine Flotte muß so kampfkraftig sein, daß es für jeden Gegner ein Risiko bedeuten würde, ihr den Feindhandelschiff hinzuerwerfen.“ Also, das ist die Meinung, „baue, deutsches Vaterland, baue und zahle Schiffe!“ Das klingt beweiskräftig, ist aber nicht. Es ist dieselbe Logik, mit der einer sagen könnte: „Ein Faustkämpfer muß so stark sein, daß sein Gegner sich zweimal besinnt, ehe er mit ihm anbindet“, nur daß damit nicht bewiesen ist, daß die Menschheit ohne Faustkämpfer nicht existieren könnte. Es ist selbstverständlich, daß Deutschland, wenn es sich in den Stierkampf mit einer anderen Seemacht einlassen will, stark gerüstet sein muß, ja womöglich stärker, als ihr eventueller Gegner, aber niemand hat bis jetzt den Beweis erbracht, daß dieser Stierkampf unvermeidlich ist oder daß die tatsächlich vorhandenen Interessengegenstände nicht auf anderem Weg als auf dem der blutigen Gewalt geschlichtet werden könnten. Was will Herr von Perissus mit der großen deutschen Flotte? Er will, wie er sagt, erstens den Weltfrieden damit wahren und, zweitens, was mit Nr. 1 nicht so recht stimmen will, England, das nach seiner Ansicht zu rücksichtsloser Politik geneigt ist, im Zaum halten. Man sollte freilich meinen, daß allmählich das Licht der Aufklärung auch in Militär- und Marinekreise so weit eingedrungen sein könnte, daß die Herren einsehen würden, daß die starken Heere und Flotten keine sicheren Friedensgarantien sind. Man vergleiche das starke russische Heer und die starke russische Flotte, die doch nicht im Stande waren, den Ausbruch des ostasiatischen Krieges zu verhindern. Man sollte ferner meinen: um einen Riesen wie England im Zaume zu halten, müßte man stärker sein als dieser Riese: das wird aber merkwürdigerweise von unserem See-Kapitän nicht zugegeben: „England jemals zur See besiegen ist ausgeschlossen“, sagt er wörtlich. Ja, wenn wir es nicht besiegen können und doch versuchen, ihn den Zaum überzuwerfen und England sich dagegen wehrt und also der Kriegsturm durch die Nordsee braust, — was dann? Dann haben wir erstens einmal den Weltfrieden nicht gewahrt, und zum andern bleibt uns nichts übrig, als eine Niederlage einzustechen, und eine solche Niederlage bringt nach Perissus den Verlust unermesslicher Werte mit sich: „unsere Landwirtschaft und unsere Industrie würden lahmgelegt, unsere Handelsflotte vom Meer weggeführt.“ Wie soll dieses Schicksal vermieden werden? „Es muß“, sagt Herr von Perissus, „nicht notwendig ein Krieg entstehen, man kann einen solchen vielmehr durch ständiges

„Aufbau vermeiden“. Das also ist wieder einmal des Bundes Kern: Wenn du den Frieden willst, rüste den Krieg. Zur Wahrung des Weltfriedens baut Deutschland seine Kriegsschiffe. Warum aber, so möchten wir fragen, ist denn die Weltfriedensidee eine Utopie, wie Herr von Perissus erklärt, wenn doch die starke Rüstung den Frieden garantiert, und unsere Ausgaben für Heer und Marine nur die Versicherungsprämie für den Frieden darstellen? Die Antwort dürfte naheliegen: die Herren trauen selbst dem Wetter nicht: sie wissen ganz genau, daß ihre Rüstungen den Frieden eben nicht unter allen Umständen garantieren, sie wissen ganz genau, daß sie auch gar nicht bloß diesen Zweck haben, sondern zugleich den ganz andern gearteten, andern Mächten gewaltig einen Zaum anzulegen, den deutschen Willen je nachdem den andern aufzubringen u. im Kriegsfall tüchtig dreinzuschlagen. Daß das Uebermaß der Rüstungen aber die Völker in den finanziellen Bankrott hineintreibt und dadurch selbst die größte Kriegsgefahr in sich schließt, indem die Staaten, die es nimmer aushalten, lieber loschlagen, als ohne Schwertstreich zu gehen, — das verschweigen die Herren vom Flottenverein sowie die Diplomaten vom alten Regime. In Wahrheit krankt das heutige System an einem unlöslichen Widerspruch: Man bildet sich ein, mit der kriegerischen Rüstung unermessliche Werte zu schaffen und merkt nicht, daß man durch die Kriegsgeschichte, die man mit der Rüstung aufrecht erhält, eben diese unermesslichen Werte bedroht. Man sagt sich, daß wir England zur See nie besiegen können und doch will man England durch Drohung mit kriegerischer Gewalt im Zaume halten ohne zu merken, daß man das stolze Albion dadurch unter Umständen geradezu zum Krieg herausfordert, zu einem Krieg, der nach dem vorhin Gesagten notwendig unglücklich für uns enden müßte. Aber was kümmert die Herren die Logik, wenn nur der Flottenverein Mitglieder gewinnt!

Aber gibt es denn keinen andern Weg, um den Weltfrieden zu wahren, als den verkehrten, der durch das erlogene römische Sprichwort angedeutet ist: „Wenn du den Frieden willst, rüste den Krieg?“ Freilich gibt es einen solchen. Der Weg heißt: Neutralisierung der europäischen Grenzen. Es ist der Weg, den die Friedensfreunde seit Jahrzehnten empfehlen: die Mächte sollen sich den bestehenden Zustand garantieren, etwa neu auftauchende Streitigkeiten auf dem Rechtsweg entscheiden und auf Grund eines bindenden Vertrages abrufen. Dieser Weg aber soll nach der Ansicht eines „berufenen Vertreters moderner Staatskunst“ — so wird er jedenfalls in unsern nationalistischen Zeitungen genannt werden — nach der Ansicht des Kaiserlichen Gesandten Herrn von Kaschbau entweder gar nicht oder doch nur bis zu einem gewissen Punkte gangbar sein. „Neutralitätsabkommen“, sagt dieser Herr u. a., „haben bei den Großstaaten nur in sehr beschränktem Maße Anerkennung gefunden“, als ob damit für die Zukunft irgend etwas bewiesen wäre! Sollten die Großstaaten, welche die ganze Nordsee mit sämtlichen daran stoßenden Gebieten neutralisiert haben, nicht noch einen Schritt weiter gehen und auch einmal einen Großstaat als solchen, ja die Gesamtheit der Großstaaten wenigstens für die innereuropäische Staatengesellschaft neutralisieren können, so gut wie sie dies tatsächlich bis jetzt mit der Schweiz, Luxemburg, Holland, Belgien und Norwegen getan haben? Das soll unmöglich sein, meint Herr von Kaschbau, weil die politischen Verhältnisse in Europa einen unsicheren Charakter tragen. Und wenn dem so ist, warum sollen diese Verhältnisse nicht eben durch die von den Friedensfreunden erstrebten Bündnisse und Garantieverträge konsolidiert werden? Herr von Kaschbau bezweifelt die Erreichbarkeit des Ziels, das die Friedensfreunde sich gesetzt haben, ja er hält die Er-

Mia Miarotti.

Eine Artstüchgeschichte von Carl Conte Scapinelli. (Nachdruck verboten.)

(Schluß)

Am nächsten Vormittag holte sie Steffens ab, — in einer offenen Autodrosche fuhren sie zur Mittagsstunde durch die blühenden Champs Elysees mitten durch die elegante, promenierende Welt über die Place d'Orléans dem Bois de Boulogne zu, und manches Auge richtete sich nach dem schmalen Paar. Die beiden aber merkten es nicht, es gab für sie nur einen Harry und eine Mia auf der Welt.

Bei den Seen flogen sie aus und gingen spazieren, Arm in Arm, fest aneinander gedrückt, lächelte, unbeholfene Worte der Liebe stammelnd, sie beide, um die sonst ein ganzes, großes Theater bewundernd die Hälse ausstreckte.

„Mia, du müßtest die Meiner werden! Ich seid noch engagiert nächsten Monat, ich nehme einflußlos nichts an, — und bleibe in Paris bei dir, und dann reisen wir zwei als neue Nummer: Mia und Harry Steffens, Großer Kraftakt.“

Sie nickte glücklich mit dem Kopf.

„Ich fürchte mich nur so vor meinem Schwager!“

„Das laß mich machen!“

Sie hatte als Verwanda nicht einmal einen Kontrakt mit Miarotti, so daß sie immerhin leicht wegkommen konnte, wenn sie ernstlich wollte.

Und sie wollte ernstlich! Sie war dieses Lebens mit dem Ehepaar müde, dessen Hauptattraktion sie war, und die ihr kaum ein Drittel der Gage aushändigten.

Dann begannen die beiden Zukunftschlösser zu bauen, wie rasch sie sich als Paar die Gunst des Publikums erwerben würden, welche Riesengagen sie einheimen wollten; durch die ganze Welt wollten sie gemeinjam ziehen, — um sich endlich, wenn sie genug verdient, hier in Paris niederzulassen.

An die deutsche Heimat dachte Mia Miarotti, die mit ihrem Familiennamen Schwarz hieß, gar nicht mehr, dort, wo sie ihren Harry gefunden, dort schien ihr ihre neue Heimat zu sein.

In den nächsten Tagen, — das Ende des Monats rückte immer näher, — hatte Harry Steffens in seiner trockenen ruhigen Art mit dem Führer der Miarottitruppe gesprochen. Dieser, ein geborener Italiener, war

aufgebraust und hatte zornig erklärt, Mia, die er erzogen und geschult, niemals kochen zu lassen, zum mindesten verlange er eine gehörige Abstandssumme.

„Die werde ich nicht zahlen!“ hatte Steffens ruhig geantwortet und hatte erklärt, daß er Mia noch so lange bei ihm lasse, als ihr Pariser Engagement laufe.

Im Café Leon in der Rue Verhove bildete dieser Entschluß Steffens das Tagesgespräch, über das sich am Artistenisch zwei Parteien bildeten. Die weitans größere stand auf Seite Mias und Harrys, und selbst der Impresario Grünbaum, der die Miarottigruppe hierher engagiert hatte, vertrat Harrys Standpunkt, weil er hoffte, so dessen Vertretung zu bekommen und mit dem neuen Duo ein weit größeres Stück Geld zu verdienen als mit der alten Truppe.

Die Tage zum ersten Juni, wo Harrys Engagement in Paris abließ, waren in Windeseile verlaufen. Die Hauptschwierigkeiten waren beseitigt, und um die unnötigen Reibereien zwischen Miarotti und Steffens zu vermeiden, hatte Harry sich für den einen Monat noch um ein anderes Engagement umgesehen. — Grünbaum hoffte, es ihm zu verschaffen, wenn auch die Zeit sehr fortgeschritten war.

Mia ging der Gedanke nicht aus dem Kopf, daß ihr Harry am Ende einen langen Monat von ihr fern sein würde. — Poehenden Herzens bestieg sie heute die Strickleiter, — ob er bleiben würde, ob das Engagement mit Petersburg noch perfekt würde? Das Telegramm, das die Antwort enthielt, mußte während der Vorstellung im Café Leon, wo es Harry erwartete, eintreffen.

Wenn sie rasch mit der Nummer fertig würde, dann konnte sie noch in Eile von ihm Abschied nehmen.

Seit der Auseinandersetzung mit Steffens sprach das Ehepaar Miarotti mit ihr kein Wort mehr, — ganz stumm, mit Groll im Herzen, machten die drei ihre Kunststücke, — kein Jurat, kein Laut! — Beim Publikum wirkte diese sichere Ruhe doppelt. Aber Mia nahm sie doch die Sicherheit. — „Ob er abfuhr, ob sie ihn heute noch sehen konnte! — Ein ganzer banger Monat!“ dachte sie und schwang sich in den Ringen.

„Wenn er am Ende sie über diesen Monat vergißt!“ — und sie sprang auf das schwingende Trapez vis-à-vis. — Es war eigentlich ein Wunder, daß sie hinüber kam, — sie tat heute alles im Traum. Dazu fand sie bei den anderen keine Hilfe, keinen Anruf.

Unten applaudierte das dumme Volk. — Nun sollte die Ganznummer kommen! —

„Wenn er ihr nur in Petersburg treu bleibt!“ dachte sie.

Die Musik brach ab, alle Augen richteten sich auf sie, die in schwinbelnder Höhe fast gleichgültig zum Sprung ausholte!

Wer zuerst die Schreckensnachricht ins Café Leon gebracht hatte, niemand wußte es, — in den Schwarm zusammensinkender internationaler Artisten war es wie eine Bombe geslogen, Mia Miarotti ist abgestürzt! Tot! — Schrecklich verflümmelt!

Alle drängten mit Fragen. — Alles stürzte zur Tür, — voran Steffens, — verzweifelt, bleich, — mit Augen wie ein tiefverwundenes Raubtier!

Aber die anderen hielten ihn zurück. — Er sollte sich den Anblick ersparen, — er, der sie in Schönheit und Jugend geliebt.

Und da zauderte er selbst, ließ sich völlig auf einen Stuhl drücken, und begann bitterlich zu weinen.

Der Impresario trat zu ihm, wollte ihn trösten. Dann rief plötzlich der Kellner seinen Namen, ein Telegrammbote hatte für ihn eine Depesche abgegeben.

Ohne zu denken las er den Inhalt.

„Akzeptiere Ihr Engagement für Juni.“

„Apollo, Petersburg.“

Zwei, dreimal las er es, — bis ihm der Impresario es klar machte. —

Ja, es wäre traurig, er hätte aber keine Zeit zu verlieren, er müsse sofort mit dem Nachtreis nach St. Petersburg.

Einen Augenblick wollte er den Mann vor ihm ins Gesicht schlagen, dann aber richtete er sich auf, ordnete seinen Anzug und sagte trocken:

„Sie haben recht, was tue ich noch da, — sie sehn in Trümmern — nein, — sie weitertragen in schönem Andenken!“

Die anderen schüttelten ihm die Hand, — man beobachtete ihn von Herzen, man munkelte, wie wohl das Unglück zu erklären, aber man fand es vernünftig, daß er wegfuhr.

Im St. Petersburger Apollo aber stand zwei Tage später am Abend Harry Steffens in seinem Krastall auf der Bühne, und das Publikum tobte vor Beifall.

Verächtlich sah Harry herab, — was war zu diesem Kunststück notwendig, — nichts, nichts gegen seine Kraft, der er bedurft hatte — um trotz Mias Tod aufrecht und pflichtgemäß Paris zu verlassen!